Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

36. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **7. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 21.** Vierteljahrspreis 1 M. 50 ₰

Berlin **23. Mai 1903** **Bremen.**

Inhalt: Zukunftsmenschen. Von R. Emde. — Über die Bedeutung der Mystik in der modernen Weltanschauung. Von Th. Achelis. — Paul Heyses Maria von Magdala. Von Theobald Ziegler. — Die evangelische Bewegung in Österreich. — Zum Gedächtnis Carl Lührs. Von O. F. — Kirchliche Nachrichten. — Anzeigen.

Zukunftsmenschen.

„Ich strecke mich nach dem, was vor mir ist.“

Dürfen wir das? Dürfen wir ausschließlich Zukunftsmenschen sein? Gewiß, das Stück ewiger Jugend, das jeder in seiner Seele tragen soll, blüht nur in den Gärten der Zukunft. Nur die Hoffenden, die „strebend sich Bemühenden“, die nach vorwärts sich Streckenden bleiben ewig jung. Große Menschen, die Männer der Geschichte, haben immer leuchtende Zukunftsaugen gehabt und einen unverwüstlichen Zukunftsglauben. Im Charakterbild Jesu von Nazaret gehört wohl sein Zukunftsglaube zu dem Gewissesten. Sowohl die stillzuversichtliche Erntehoffnung über dem Senfkorn des Himmelreichs, das er in den Boden seiner Zeit legte während seiner früheren Tage, als auch die stürmisch eschatologischen Erwartungen vom Himmelreich, das wie ein Blitz vom Himmel fährt, während der letzten Wochen. Wie könnten seine Jünger ohne Zukunftsglauben und Zukunftsstreben sein! Was wärest du, wenn du keine Ideale hättest, die fernher unwiderstehlich winken und deine Seele mit Feuer füllen? Dann wärest du entweder ein Sklave der Vergangenheit und schmiedetest dir in frommer Geschäftigkeit aus ihren Traditionen schwere Ketten, die deine Füße lähmen. Oder du wärest dem kraft- und saftlosen Philisterium zugeschworen, das im Groschen, den der Tag abwirft und im Bierseidel, den der Abend spendet, des Lebens Würze schaut und schmeckt. Was wäre unsere Zeit, was wäre die Gegenwart, wenn nicht die Morgenwinde der Zukunft darüber wehten? Ein stillstehendes Wasser, dessen trostlose Bestimmung es ist, ein Sumpf zu werden. Darum wir leben zum guten Teil von der Zukunft und für die Zukunft, oder wir leben überhaupt kein selbständiges Leben, das des großen Namens „Leben“ noch wert ist.

Allein, wer fortwährend in die Sonne schaut, wird geblendet, daß er die Dinge, die um ihn sind, nicht mehr richtig sieht. Hüten wir uns vor einseitigem Zukunftsfanatismus. Wir werden sonst leicht ungerechte Richter der Gegenwart, vor denen nichts mehr Recht und Gnade findet, was ist, deren furchtbarer Spruch lautet: alles was besteht, ist wert, daß es zu Grunde geht. Aber wie viel Schäden und Mängel auch die Gegenwart haben mag, sie ist doch der Acker, aus dem allein die bessere Zukunft wachsen kann und der wahrlich in seinen Furchen auch genügend gesunde und lebenskräftige Saat zu reicher Ernte birgt. Wie soll aber Ernte werden können, wenn alles zertreten wird oder ungeduldige, überhastige Hand den Weizen mit dem Unkraut ausreißt?

Und der Zukunftsfanatiker ist auch kein guter Verwalter über das Erbgut der Vergangenheit. Viel zu leicht wird ihm das Alte zum Veralteten. Viel zu leicht wirft er als überflüssige Beschwerung über Bord, was doch notwendiger Ballast ist, um den sicheren Tiefgang des Schiffes zu erhalten. Vorwärts müssen wir und vorwärts wollen wir. Aber kein wirkliches Lebensgut der Vergangenheit werde vergeudet; keine Lebenskraft der Gegenwart werde zerschlagen. Denn schließlich: nur wer eine Vergangenheit hat, hat auch eine Zukunft, und nur aus dem was ist, kann etwas werden. Unter dieser Sicherung wollen auch wir uns fröhlich und kräftig strecken nach dem, was vor uns ist.

R. Emde.

Über die Bedeutung der Mystik in der modernen Weltanschauung.

Neue Zeiten und neue Kulturepochen fordern ein neues Weltbild, und der fortschreitende Wandel ist die Kultur selbst. Aber für das Bedürfnis der nächsten Zukunft wird man, so scheint es, kaum eine günstigere Einheit für das Denken, Fühlen und Wollen des modernen Menschen finden, als sie aus dem Gedankengewebe Fechners in den Hauptzügen hervorleuchtet. Daß der Wunsch nach einer solchen Zusammenfassung des Geistes des 19. Jahrhunderts lebendig ist, dürfte kein Zweifel sein. Man strebt nach einer Auffassung des Weltgeschehens, welche das Gesetz der Kulturentwicklung von einer äußeren Autorität frei macht und die Bestimmung des Seienden in reiner eigenen Gesetzgebung sucht, nach einer Sicherung der Idee der Menschheit in der Autonomie ihres eigenen Wesens. Aber die extremen Versuche können nicht befriedigen. Der Materialismus verlegt diese Autonomie in das mechanische Naturgesetz, er demokratisiert die Individuen zu gleichartigen Maschinen, er vernichtet die Möglichkeit, ein persönliches Gefühlsverhältnis zum Weltganzen zu gewinnen und im Willen des eigenen Ich die Idee des lebendigen Universums mitzuschaffen; er endet mit der dumpfen Resignation, nur Mittel zu sein und nicht Zweck. Das ist der Verzicht auf den ethisch-religiösen Gedanken. Im Gegensatz dazu erhebt sich mehr wie je ein übermütiger Subjektivismus, der nur den aristokratischen Willen des Individuums anerkennt, das ihn für sich selbst durchzusetzen vermag, und das Gesetz in die persönliche Willkür und in die Macht des einzelnen verlegt. Vernichtet der Materialismus die Person, so vernichtet der Subjektivismus das Gesetz. Nur dies eine liebe Ich ist ihm Selbstzweck, alle anderen aber bleiben Mittel, das ist die Aufhebung des ethisch-

religiösen Gedankens. Den Extremen gegenüber gilt es, die Autonomie des Gesetzes in der Idee der Menschheit wiederzufinden, die Idee der Menschheit aber in der Persönlichkeit zu erfassen, d. h. in dem lebendigen Selbstzweck, in welchem das unendliche Weltleben und sein allgemeines Gesetz gedacht, gefühlt, gewollt wird durch jedes Einzelwesen. Mit diesen Worten hat Laßwitz in seiner vortrefflichen Charakteristik Fechners,*) des letzten Metaphysikers, wie man ihn auch wohl genannt hat, ganz zutreffend die Zerfahrenheit unseres heutigen Weltbildes gezeichnet, das aus den verschiedensten Gründen keine einheitlichen Züge trägt. Für ein schärferes Auge enthüllt sich in diesem fast chaotischen Wogen entgegengesetzter Strömungen ein sehr bedeutsames Element, das weithin die Stimmung und Färbung unserer philosophischen, religiösen und ästhetischen Anschauungen (um nur die Hauptgebiete namhaft zu machen) beeinflußt, das ist die im Jahrhundert der exakten Naturforschung und Mechanik plötzlich, wenn auch erst am Schluß, wieder zu Ehren kommende uralte Mystik, die mancher moderne Forscher längst in die Gerümpelkammer mittelalterlichen Aberglaubens geworfen hatte, in dem trügerischen Wahn, daß solche Verirrungen nicht mehr den Glanz und die Ruhmeskrone der Wissenschaft, die es so herrlich weit gebracht, verunstalten würde. Aber, wie Hamlet sagt: Es gibt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt, das sollte sich auch hier einmal wieder zeigen. Nun sind wir durchaus nicht gewillt (um von vornherein diesem Irrtum vorzubeugen), z. B. alle Nüancierungen der Mystik zu verteidigen oder gar wissenschaftlich zu begründen — so schalten wir den Spiritismus völlig aus, obwohl derselbe geschichtlich und auch psychologisch als ein Glied derselben betrachtet werden kann —, sondern wir untersuchen rein psychologisch und kritisch, zunächst, soweit das möglich ist, ohne besondere Parteinahme für und wider, wie die Mystik, d. h. die Verinnerlichung der Welt durch die Betonung des Gefühlslebens auf unser geistiges Schaffen und Denken in Wissenschaft und Kunst eingewirkt hat, und zwar so nachhaltig, daß jemand, dem für diese Richtung das Verständnis abgeht, dadurch auch das rechte Urteil über das ganze Gewebe unserer modernen Kultur verliert. Daß es sich bei diesem ungemein reichhaltigen und weitgreifenden Thema nur um Grundlinien handeln kann, versteht sich von selbst; wir möchten es als einen Beitrag zur Kulturpsychologie bezeichnen.

I. Die Bedeutung der Mystik für die Philosophie.

Schon vor mehr als drei Dezennien, als die exakte Naturwissenschaft auf der vollen Höhe ihrer Triumphe stand, äußerte Lotze, der Freund und Gesinnungsgenosse Fechners, seinen tiefgegründeten Zweifel an dem landläufigen Dualismus, der dem schöpferischen Ich die tote, kalte Außenwelt, die letzten Endes in den Atomen ihre Urelemente findet, entgegenstellt. Dem gegenüber erklärt er: Mit der Voraussetzung unräumlicher Atome haben wir die einzige Schwierigkeit beseitigt, die uns hindern konnte, jenem Gedanken eines inneren geistigen Lebens nachzuhängen, welches alle Materie durchdringe. Die unteilbare Einheit jedes dieser einfachen Wesen gestattet uns, in ihm eine Zusammenfassung der äußeren Eindrücke, die ihm zukommen, zu Formen der Empfindung und des Genusses anzunehmen. Alles, was an dem Inhalt der Sinnlichkeit unsere Teilnahme erregte, kann nur in diesen Wesen eine objektive Existenz haben, und unzählige Ereignisse, auf deren Vorhandensein uns nicht unsere unmittelbare Empfindung, sondern nur der Umweg wissenschaftlicher Untersuchung führt, brauchen nun nicht verloren zu gehen, sondern können im Inneren der Stoffe, an denen sie auftreten, zu mannigfacher, uns unbekannter Wärme und Schönheit der Wahrnehmung verwertet werden. Jeder Druck und jede Spannung, welche die Materie erleidet, die Ruhe des sicheren Gleichgewichts, wie die Trennung früherer Zusammenhänge, alles dies geschieht nicht nur, sondern ist geschehend zugleich der Gegenstand irgend eines Genusses; jedes einzelne Wesen, mit abgestuften Wechselwirkungen in das Ganze der Welt verflochten, ist, wie einer der größten Geister unseres Volkes es nannte, ein Spiegel des Universums, den Zusammenhang des Weltall von seinem Ort aus empfindend und die besondere Ansicht abbildend, welche er diesem Ort und diesem Standpunkt gewährt. Kein Teil des Seienden ist mehr unbelebt; nur ein Teil des Geschehens, jene Bewegungen, welche die Umstände des einen mit denen des andern vermitteln, schlingen sich als ein äußerlicher Mechanismus durch die Fülle des Beseelten und führen allem die Gelegenheiten und Anregungen zu wechselnder Entfaltung des inneren Lebens zu. Freilich setzt er noch hinzu, um dies nicht nur als ein schwärmerisches Glaubensbekenntnis, sondern auch als ein wissenschaftliches Axiom erscheinen zu lassen: Jene Scheu, den einen Teil der Welt nur als das blinde und leblose Mittel für die Zwecke des andern Teiles anzusehen, jene Sehnsucht, das Glück der Beseelung über alles zu verbreiten und die überall in jedem Punkt sich selbst genießende Welt als eine vollkommene gegenüber dem zwiespältigen Aufbau des Geistigen über dem bewußtlosen Untergrund zu rechtfertigen, dies alles ist nur eine Reihe der Beweggründe, welche uns drängen, hinter der ruhigen Oberfläche der Materie, hinter den starren und gesetzlichen Gewohnheiten ihres Wirkens die Wärme einer verborgenen, geistigen Regsamkeit zu suchen. Eine andere eindringendere Reihe von Motiven liegt in den inneren Widersprüchen, die uns den Begriff eines nur Seienden, aber nicht sich selbst Besitzenden und Genießenden unmöglich machen und uns zu der Überzeugung nötigen, daß lebendigen Wesen allein ein wahrhaftes Sein zukomme, und daß alle anderen Formen des Daseins ihre Erklärung nur aus dem geistigen Leben, nicht dies die seinige aus ihm erhalten könne. (Mikrokosm. I, 405.) Einige Jahre später nahm Fechner, der berühmte Begründer der Atomistik, diese Gedanken auf und verarbeitete sie zu einer festen Grundlage seines idealistischen Systems, für das im übrigen der bekannte psychologische Parallelismus, wenigstens als äußere Organisation maßgebend blieb. Zunächst war ihm die landläufige, auf Kantischem Boden erwachsene Idealität der Sinnesempfindungen ein Stein des Anstoßes; mit feinem Spott beleuchtet er diese Ansicht in seinem Buch, das so viel Bedenken und Kopfschütteln hervorrufen sollte: Die Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht: Was wir der Welt um uns abzusehen, abzuhören meinen, es ist alles nur unser innerer Schein, eine Illusion, die man loben kann, wie ich's noch jüngst gelesen, bleibt aber eine Illusion. Licht und Ton in der äußeren, von mechanischen Gesetzen und Kräften beherrschten, zum Bewußtsein noch nicht durchgedrungenen Welt, über die organischen Geschöpfe hinaus sind nur blinde, stumme Wellenzüge, die von mehr oder weniger erschütterten materiellen Punkten aus den Äther und die Luft durchkreuzen, und erst wenn sie an einem bestimmten Punkt derselben antreffen, sich durch den spiritistischen Zauber dieses Medium in leuchtende, tönende Schwingungen umsetzen. Über Grund, Wesen, nähere Bestimmungen dieses Zaubers streitet man, über die Tatsache ist man einig, und von allen Denk- und Erkenntnistheorien, in denen die Philosophie sich eben jetzt erschöpfen und leeren will, als wolle sie noch eine Philosophie gebären, führt keine zu einem Zweifel an dieser Tatsache, es sei denn, um den Zweifel für unlösbar zu erklären oder die Welt in Stäubchen zu zertrümmern, die nur sich selber, aber nicht die Welt erleuchten. (S. 4.) Dieser Zersplitterung der Welt hält unser Denker ein einziges, einheitliches Geschehen gegenüber, das nur für uns die Verschiedenheit eines Außen und Innen annimmt, einen Monismus, der eben in der überragenden Bewußtseinseinheit eines göttlichen Wesens seinen denknotwendigen, obschon natürlich jenseits der exakten Erfahrung liegenden Abschluß findet: Das Materielle, Körperliche, Leibliche und das durch ein Verhältnis unmittelbarer Bedingtheit daran geknüpfte Psychische, Geistige sind zwei Erscheinungsweisen desselben Wesens, ersteres die äußere für andere Wesen, letzteres die innere Erscheinungsweise des eigenen Wesens, beide deshalb verschieden, weil überhaupt ein und dasselbe verschieden erscheint, je nachdem es von verschiedenen von verschiedenem Standpunkt aufgefaßt wird. Also erscheint auch der materielle Gehirnprozeß verschieden von den daran geknüpften Empfindungen und Gedanken, weil dasselbe Wesen, was beiden

*) In der Sammlung der Klassiker der Philosophie (Stuttgart, Frommannsche Buchhandlung 1896) S. 192.

gemeinsam unterliegt, als Gehirnprozeß äußerlich, als geistiger Prozeß innerlich aufgefaßt wird. Und so wird auch für die Tagesansicht nach dieser monistischen Auffassung das gesamte Weltwesen, was uns äußerlich als materielle Natur und materieller Bewegungsprozeß erscheint, sich noch in anderer Weise innerlich als geistiges (unseren eigenen Geist einschließendes) Wesen erscheinen können, und wir selbst werden als Teile des allgemeinen Weltwesens nach körperlicher und geistiger Seite dieser doppelten Erscheinungsweise unterliegen (a. a. O. S. 243). Gegenüber der prästabilierten Harmonie Leibnitzens, die in dem bekannten Gleichnis von den beiden Uhren zur Geltung kommt, ist es hier die Identität des Urwesens, der Substanz, die sich für unsere menschliche Auffassung verschiedenartig betätigt. Diese letzte Konsequenz seiner Ansicht, die er synechologisch nennt, weil sie das Einzelne und Besondere in der Einheit des Wesens und Geschehens zusammenfaßt, führt freilich unleugbar über die Sphäre bloß logischer Beweisbarkeit hinaus in das Gebiet metaphysischer Betrachtung, die über die Erfahrung alle zerstreuten Beziehungen zu letzten, entscheidenden, abschließenden Forderungen eines einheitlichen Weltbildes verknüpft. Aber wo können wir endliche Menschen dieser Ergänzung unseres Denkens durch solche hypothetischen Sätze, die immerhin eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich beanspruchen können, entraten? Alles Allgemeinste, Wahrste, Letzte, Fernste, Feinste, Tiefste, erklärt Fechner, ist überhaupt seiner und unserer Natur nach Glaubenssache. Daß die Gravitation durch die ganze Welt reicht und von jeher gereicht hat, ist Glaubenssache; daß überhaupt Gesetze, durchs Endliche verfolgt, ins Unbegrenzte von Raum und Zeit wirken, ist Glaubenssache; daß es Atome und Undulationen des Lichts gibt, ist Glaubenssache; der Anfang und das Ziel der Geschichte sind Glaubenssache, sogar in der Geometrie gibt es Glaubenssachen, in der Zahl der Dimensionen und den Sätzen für die Parallelen. Ja, streng genommen ist alles Glaubenssache, was nicht unmittelbar erfahrbar ist und logisch feststeht. Ein jedes Wissen um das, was ist, setzt sich fort in Glauben und muß sich darin fortsetzen und endlich damit abschließen, damit es einen Zusammenhang, einen Fortschritt und einen Abschluß des Wissens gibt (a. a. O. S. 17).

Die äußere, den Menschen umgebende Welt ist nicht, wie wir meinen, starr und tot, sondern vom kleinsten Atom bis zum Weltkörper belebt, wenn auch in verschiedenem Maße; alles Dasein ist Wirken, und Wirken ist nur erklärlich und denkbar unter der Annahme von Empfindung und Bewußtsein, sei dies auch noch so trübe und gebunden. Obgleich Fechner in Gott als dem höchsten, alle Wirklichkeit umfassenden, lebenden Wesen den Abschluß alles Seins und Denkens findet und er auch nach der ethisch-religiösen Seite diesen Zentralpunkt festhält, so ist er doch nicht gewillt, die orthodoxe Trennung von Gott und Welt, die paulinische Theorie von der Verderbtheit des Menschen und von den die Naturordnung durchkreuzenden Wundern zuzugeben; von diesen ungesunden Auswüchsen des Mystizismus hielt ihn sein besonnener wissenschaftlicher Sinn bei aller persönlichen Frömmigkeit fern. Vielmehr ruft er aus: An eine Verderbnis des ganzen Menschengeschlechts, ja der ganzen Natur als Folge von Adams Apfelbiß, an einen Gott, welcher des Kreuzestodes seines Sohnes bedurfte, um sich wegen der Schuld der von ihm selbst mit sündigen Trieben geschaffenen Menschen versöhnt zu finden, an eine ewige Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, welche über zeitliche Sünden und mangelnde Gläubigkeit ewige Höllenstrafen verhängt, an wie vieles noch läßt sich nicht ewig glauben, — der Orthodoxe täusche sich doch nicht. Wir heben dies ausdrücklich hervor, um dadurch schon den Unterschied einer mit tiefer Gefühlswärme und doch mit klarer Besonnenheit erfüllten Mystik und einer verhängnisvollen, aller wissenschaftlichen Gediegenheit baren wüsten Schwärmerei zu betonen, die gerade neuerdings sich wieder auf dem religiösen Gebiete so bedenklich bekundet.*)

Diese Richtung hat mit der eben geschilderten Anschauung lediglich den Namen gemein, resp. den Grundzug des Gefühlsmäßigen, der Rücksichtnahme auf gewisse Forderungen unseres Gemüts, die aber deshalb durchaus nicht vernunftwidrig zu sein brauchen, wenn sie auch vielfach nicht streng beweisbar sind.

Wir können an dieser Stelle natürlich nicht alle bedeutenden Denker aus der letzten Hälfte und dem Ende des vorigen Jahrhunderts aufzählen und verfolgen, in deren Weltanschauung unzweideutige mystische Elemente und Keime zu finden sind, sonst müßten wir, wenn es sich um geschichtliche Treue für uns handelte, vor allen auch des genialen Astrophysikers Zöllners gedenken; aber einerseits verstrickte er sich bekanntlich so sehr in die uns hier fern liegenden spiritistischen Probleme, und anderseits würde er gegenüber Fechner lediglich wegen der allerdings ja vielfach von anderen weiter entwickelten Ansicht von der Atomseele eine Würdigung beanspruchen können. Dagegen können wir nicht wohl an Wilhelm Bölsche vorübergehen, der ein aufrichtiger Darwinianer und ebenso großer Verehrer von Häckel, trotzdem als Denker völlig die bekannte Sphäre naturwissenschaftlicher Beobachtung verläßt und ausdrücklich als logische Forderung die gründliche Verarbeitung unseres landläufigen Natur- und Weltbegriffs aufstellt. Max Müller hat einmal gesagt: Nichts ist so natürlich wie das Übernatürliche, indem er damit zu einer psychologischen Zergliederung unserer zu fossiler Starrheit gewordener mythologischen Vorstellungen aufforden wollte. Umgekehrt und doch in einer gewissen Verwandtschaft opponiert Bölsche dem Schibboleth Mechanisch, als ob damit schon etwas (rein psychisch, nach der Innenseite hin) erklärt wäre. „Wo das Wort: Selbstverständlich (so ruft er aus) die Gedanken nivelliert, wie der diluviale Sand das Gesteinsprofil der Mark, da gibt es kein Osterwunder mehr in Natur und Menschheit. Der Frühling ist nicht ein Zauber, der uns alle immer wieder mit jung macht, sondern eine ziemlich langweilige Bestätigung: mal wieder einer. Es werden sich Millionen aneinanderreihen, dann liegt der Kiefernwald hier auch wieder als eine irgendwie benannte zolldicke, schwarze Schicht in der Tiefe, und es ist wieder eine Epoche der Erdgeschichte um. Der große Trott des Selbstverständlichen aber geht weiter. Und doch ist die Sehnsucht nach dem Wunderbaren in uns so heiß, heute wie nur je. Nicht tot zu kriegen ist sie. Weil sie unterdrückt wird, bricht sie an den tollsten Stellen aus. Wie der Schildbürger, der das Licht in der Mausefalle fangen will, zieht der Spiritist auf die Jagd nach dem Wunderbaren um jeden Preis. Ein Flüchtling vor dem zermalmenden Selbstverständlich, kommt er aus der Natur hier draußen und setzt sich hinter verhängten Fenstern an den Tisch, bildet eine Kette aus nervözitternden Händen, die alle das Wunder greifen möchten. Ich aber möchte rufen wie der schlichte Wanderer, der von ungefähr in das vermauerte Rathaus zu Schilda kam: Kinder, schlagt doch die Fenster ein. Was wollt ihr denn mit dem Selbstverständlich? Dies Selbstverständlich ist ja jetzt endlich das große Wunder unserer Zeit, das Wunder aller Wunder. Nicht, daß mystische Blumen im dunklen Kabinett aus den Lüften regnen, ist das wahre Wunder für den echten Ostersucher von heute, sondern, daß überhaupt auch nur die schlichteste Blume nach schlichtestem Naturzusammenhang aus dem Erdboden wächst. Nur eine Rettung gibt es, nämlich die: sich wieder resolut darauf zu besinnen, wie wunderbar das Natürliche selber ist. Ich will ihm nichts fortnehmen im strengsten Naturforschersinne; ich will es nirgendwo durchbrechen, aber gerade diese absolute, in sich geschlossene, durch und durch einheitliche Natur ist mir dann auch wieder das höchste Wunder. Was für ein unsagbar Geheimnisvolles ist diese Gesetzmäßigkeit allen Geschehens? Warum ist die Welt nicht wirklich ein Haufen regellos stäubender Atome? Im Grunde schon: welch Wunder ist es, daß überhaupt etwas ist?

*) Es mag vorläufig, da wir später noch auf diesen Punkt zurückkommen, genügen, auf den seltsamen Stifter einer neuen Religion, den Russen Maljowanny hinzuweisen, der am Ende des vorigen Jahrhunderts eine mächtige Bewegung unter seinen Landsleuten erregte, das Ende der Welt verkündete, sich als Christus, als Welterlöser ausgab, Wunder verrichtete, in fremden Zungen sprach u. s. w. Hallucinationen, Wahnideen, die Ekstase in der Form einer ausgesprochenen mania religiosa spielen hier, abgesehen von psychopathischen Momenten und erblicher Belastung, eine wesentliche Rolle, aber alles in allem haben wir es in solchen Fällen lediglich mit einer Krankheitsgeschichte zu tun, wie sie z. B. einst bei Luise Lateau und anderen Heiligen beobachtet ist.

Und dann, da dieses erste Wunder uns immer wieder wie ein Auferstehungsmorgen geschenkt ist, — das zweite, nicht minder große: daß es Verschiedenes gibt! Immer, wohin wir sinnen und forschen mögen, bewegt uns dies dunkle Ahnen, daß alles in einem ewigen Eins schwimmt, eine tiefste kosmische Einheit bildet. Und doch ist dies Eine auseinander gespannt zu dem unendlichen Majaschleier des Vielfältigen." (Von Sonnen und Sonnenstäubchen, Berlin 1903, Seite 419.) Ebenso gesteht Bölsche zu, daß wir, genau genommen, trotz all unserer Mikroskope und anderen Instrumente noch wenig von dem Geheimnis des Lebens und seines Ursprungs wissen, wir kennen lediglich die organische Entwicklung von einem bestimmten Ansatzpunkte aus, den wir an der Hand der Erfahrung angenommen haben, aber wie es entstanden ist, darüber ruht dichtes, undurchdringliches Dunkel. Es handelt sich hier noch gar nicht um ethische und religiöse Bedenken, oder über den Sinn und die Bedeutung des Daseins (mit diesem Problem werden wir uns gleich noch zu beschäftigen haben), sondern lediglich um die rein wissenschaftlich klare Formulierung des Weltbegriffs, um die Frage, ob wir mit Hülfe der bekannten Naturgesetze in der Tat und ohne jeden Rest den Verlauf des Geschehens, ja jede einfache Wirkung erklären können, und ob wir nicht stets bei dieser Schematisierung auf einen heiklen Punkt stoßen, nämlich die Ungereimtheit der bösen Tatsache, daß diese Gesetzte nichts mit dem Innern der Natur, mit den Dingen selbst zu tun haben und daß wir somit einen geheimen Gegensatz zwischen ihnen und den Erscheinungen, zwischen dem Wesen und den mehr oder minder trügerischen Abbildungen konstruieren. Wer schärfer und länger über diesen Sachverhalt nachdenkt, kann sich nicht der idealistischen Ansicht, resp. Forderung verschließen, daß aller Materie, allen Dingen auch ein freilich abgestuftes geistiges Innenleben zukomme, von dem wir Menschen mit groben Organen leider nicht jederzeit die ausreichenden Belege aufzuweisen im stande sind. Uns will es vorkommen, daß, je mehr die Entwicklung unserer modernen Wissenschaft uns zur Spezialisierung zwingt und zur Beherrschung zunächst eines verhältnismäßig kleinen Ausschnittes der Wirklichkeit, sich anderseits zum Glück für uns jener große, umfassende kosmische Zug betätigt, die überall wieder hervortretende typische Richtung, die stets der Menschheit die tiefste Erleuchtung und Offenbarung gebracht hat. Diese Mystik ist durchaus gesund und lebenskräftig, da sie dem Grundzug unserer eigenen Natur, dem Einheitsbedürfnis, entspricht, und daß diese idealistische Anschauung sich wohl verträgt mit minutiöser Detailuntersuchung, das mögen Namen, wie Lotze, Fechner, Wundt, Zöllner, u. a. bezeugen.

Bremen. Th. Achelis.

Paul Heyses Maria von Magdala.

Selten hat ein Dramatiker mehr Glück gehabt als Paul Heyse. Nachdem er in vielfacher Verkennung seiner eigentümlichen Begabung jahrzehntelang sich bemüht hat, neben seinen Romanen und Novellen, in denen seine Stärke lag, auch Dramen zu schreiben und zur Aufführung zu bringen, wobei er es kaum je über einen leidlichen Achtungserfolg hinausgebracht hat, ist es ihm jetzt in späten Jahren durch die mächtige Beihilfe der Theaterzensur gelungen, mit einem Schlag ein „weitbeschreiter" Dramatiker zu werden, über dessen Stück fast ebenso gelärmt wird wie einst über Sudermanns Ehre oder über Hauptmanns Friedensfest. Da wäre es nun freilich lockend, der Besprechung des Heyseschen Dramas ein Kapitel über die Theaterzensur und ihre Mißgriffe voranzuschicken, und allerlei Lustiges und Betrübendes ließe sich darüber ja wohl sagen. Allein mit zwei Worten kann ich das Verhältnis der Kunst zur öffentlichen Moral doch nicht bestimmen; auch habe ich gerade in Bremen darüber im vorigen Jahr zu reden Gelegenheit gehabt, und so kann ich mir diese Einleitung sparen. Ich will nur als selbstverständlich feststellen, daß, wenn ich auch über die Unentbehrlichkeit einer Theaterzensur teilweise anders denke als die lauten Rufer des Goethebundes, ich das Verbot des Heyseschen Dramas dennoch als einen schweren Mißgriff und als einen unberechtigten Eingriff in die Freiheit des künstlerischen Schaffens ansehe, der sich nicht aufrecht halten läßt und nur zur riesigen Reklame für dasselbe gedient hat und weiter dienen wird. Um so mehr scheint es mir aber notwendig, sich über den Wert des Werkes, abgesehen von diesem Lärm der Stunde und von dem Beifall, der ja vielfach auf Selbsttäuschung und Autosuggestion beruht und in Wahrheit nur die demonstrative Mißbilligung jenes Zensurverbots bedeutet, eine Meinung zu bilden und ganz unbefangen die kritische Sonde anzulegen. Tut man das, so bleibt meines Erachtens das alte Verdikt über Heyse als Dramatiker bestehen wie zuvor: Maria von Magdala ist ein recht schlechtes Stück. Das gilt es zu begründen; dazu muß ich aber zunächst den Inhalt auch denen, die ihn kennen, noch einmal ins Gedächtnis zurückrufen.

Maria, die Heldin des Stücks, ist von ihren Eltern gezwungen worden, einen ungeliebten, 40 Jahre älteren Mann zu heiraten. Nach drei Jahren ist sie der peinvollen Ehe mit einem „Freund" entflohen und lebt nun in Jerusalem „dem Treuesten, weil es das Vergänglichste ist", d. h. der „Lust, dem freien Willen in uns, nur den Hunger unserer Sinne zu stillen und nicht zu fragen, ob wir morgen vielleicht hassen werden, was wir heute geliebt haben". Es ist kein Glück, das weiß sie, es ist nur ein Rausch, in dem sie auf Augenblicke vergißt, daß nichts Heiliges im Leben ist. So ist sie eine etwas pessimistische Schülerin des Epikur, aber zugleich doch eine echte Israelitin, erfüllt vom Haß ihres Volks gegen die Römer, die nach Judäa gekommen sind, um es zu knechten. Nur einen unter ihren vielen „Freunden" hat sie bis jetzt gefunden, zu dem ihr Verhältnis ein tieferes ist, weil er sie in seine Seele blicken ließ, eine Seele voll hoher, kühner Gedanken und voll Haß gegen die Feinde ihres Volkes: es ist Judas Ischarioth. Aber er vernachlässigt sie, weil er inzwischen den Prediger aus Galiläa kennen gelernt hat, von dem er glaubt, er sei der Messias und werde das geknechtete Volk zur Freiheit führen. Doch bald genug ist er wieder irre geworden an ihm, da er ihm nicht, wie er erwartet, mehr wert geworden ist, als die andern, die Sanftmütigen und Geduldigen, denen nicht wie ihm, die Flamme des Grimms im Herzen auflodert. So kehrt er zu Maria zurück, um nun auch in ihr die Lust zu entfachen, den zu sehen und zu hören, der so die Macht hat selig und unselig zu machen zugleich. Über den Galiläer ziehen sich aber immer schwerer die Wolken der Gefahr zusammen: der Hohepriester verklagt ihn, freilich vergeblich, bei Aulus Flavius, dem Neffen des römischen Landpflegers, als einen, der sich auflehnt wider das Gesetz und sich vermißt, ein Gottesreich zu gründen, das den Erdkreis überwältigen soll. Als das mißlingt, wendet sich der Priester an Maria, die er im Hause des Flavius trifft, von wo sie den Propheten aus Nazareth sehen will; er verlangt von ihr, sie solle diesen „Gottlosen und Abtrünnigen" in ihre Netze locken, damit die Welt erkenne, daß auch er nur ein Mensch und ein Sünder sei. Natürlich weist sie ihn mit Entrüstung zurück: „Von allem Schändlichen, das je mir angesonnen ward, ist dies das Hassenswürdigste." Wie sie aber zu Jesus kommt, da erhebt sich unter dem Volk ein Sturm des Unwillens gegen die Ehebrecherin, nur mühsam schützt sie Judas vor der Wut der Menge, bis der Herr dazwischen tritt mit den Worten: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Ihn selbst sieht und hört man jedoch nicht, nur seine Worte, von Mund zu Mund weitergegeben, werden von anderen nachgesprochen und mitgeteilt. Maria aber ist ihm von diesem Augenblick an gewonnen, ihr Leben ist nur noch bei ihm, ist sein Geschenk. Als Büßerin und um ihm zu danken tritt sie endlich bei ihm ein und salbt ihn, wie wiederum nur erzählt wird, mit Narde und mit ihren Tränen. Da lodert im Herzen des Judas wilde Eifersucht auf und in dieser Stimmung zeigt er sich dem Antrag des Hohenpriesters, den Herrn zu verraten, nicht länger abgeneigt: was er dem, der seine politischen Hoffnungen getäuscht hat, trotz alles Hasses nicht hatte antun mögen, das begeht er nun an dem, der ihm nach seiner Meinung das Herz der Geliebten entfremdet hat. Eifersucht und Enttäuschung zusammen treiben ihn zum Verrat. Jesus wird gefangen und soll gekreuzigt werden. Wie Klärchen im Egmont denkt Maria daran, seine

Anhänger zu seiner Befreiung aufzurufen. Da tritt in anderer Form die Möglichkeit an sie heran, ihn zu retten: der Römer Flavius, den sie wiederholt abgewiesen hat, erbietet sich, den Gefangenen, den er weder für schuldig noch für gefährlich hält, entkommen zu lassen, wenn sie sich ihm, dem verhaßten römischen Zwingherrn, in Liebe hingebe. Einen Augenblick ist sie entschlossen, es zu tun: sie hatte gehofft, an der Hand des Heiligen sich emporzuringen zu Reinheit und Licht, nun soll sie ihm zur Hilfe zurückgestoßen werden in Schmach und in Sünde. Dann wird Judas sie töten, der als Verräter aus Jerusalem fliehen muß und sie dort nicht für andere zurücklassen will. Aber gerade der Gedanke an den Herrn, an seine Gestalt, seine Augen, seine Stimme rettet sie — zurück von diesem Abgrund! Sie öffnet die Türe nicht, als Flavius Einlaß begehrt. So erfüllt sich denn das Geschick auf Golgatha. Der letzte Akt zeigt uns den Eindruck dieses Todes: es ist der Akt der Reue für Judas, der seinen Herrn verraten hat, im Garten der Maria erhängt er sich; der Reue für Flavius, daß er ihn nicht doch gerettet hat: schaudernd verläßt er die fanatische Judenstadt; und endlich der Reue auch für Maria, daß sie den „Herrn und Heiland in den Tod getrieben": sie will sich in die Wüste bergen, dort sich in den Gedanken an ihn versenken und in Stille auf ihr Ende harren, als die erste Büßerin und Einsiedlerin des neuen Glaubens. Aber die Hoffnung auf die Auferstehung des Getöteten, die zuletzt noch zu Wort kommt, erfüllt sie mit neuem Lebensmut. Damit endet das Stück.

Wie klein ist hier doch alles! und wie wahr das oft schon über Heyse Gesagte, daß er auch das Größte nur von dem einen Punkt der Geschlechtsliebe aus zu verstehen und darzustellen im stande sei! Über das Verhältnis Jesu zum Weib wissen wir nichts; hier wenigstens hat Kalthoff recht: es ist, als wenn er nicht existiert hätte. Nun erzählt ja auch Heyse scheinbar nichts darüber, als was er im Neuen Testament finden konnte, wo — freilich nur in dem bekannten Einschiebsel des Johannes-Evangeliums — berichtet wird, Jesus habe über eine Ehebrecherin das Wort gesprochen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie." Dagegen gibt Heyse umgekehrt dem Verhältnis der Frauen zu Jesus jene Wendung, die er nicht lassen kann. Zwar läßt er Maria von einer „heiligen Liebe" reden. Aber wer glaubt das der Buhlerin, auf die doch Gestalt und Augen und Stimme des Herrn den größten Eindruck machen? und wem fällt bei ihrer plötzlichen Wandlung nicht jene übersinnliche sinnliche Liebe Fausts ein und wie da just auf das Glaubensbekenntnis Fausts alsbald die Verführung Gretchens folgt? Gerade das, was im Neuen Testament gänzlich fehlt und dessen Fehlen die Reinheit und Hoheit des Erzählten mit bedingt, der sexuelle Duft durchzieht von Anfang bis Ende das Heysesche Stück und macht die Luft darin so schwül und dumpfig, so ungesund und peinlich. Und es ist ja noch mehr, ist noch viel häßlicher und unreiner, es ist geradezu Bordellparfum, was wir atmen müssen. Derlei aber wollen wir bei diesem größten und heiligsten Ereignis der Weltgeschichte nicht willkürlich eingemischt haben, daran in diesem Zusammenhang denken zu müssen, finden wir widerlich und anstößig, nicht nur aus religiösem Empfinden heraus, sondern noch vielmehr aus rein ästhetischen Gründen der poetischen Größe. Dafür entschädigt auch der Gedanke nicht, den man ja darin finden kann oder finden soll, daß die Hoheit Jesu sich selbst an dieser Buhlerin offenbare und sie reinige und heilige.

Wie sehr das Sexuelle in den Mittelpunkt des Stückes und damit in den Vordergrund gerückt wird, zeigt dann vor allem noch der mehr dumme als teuflische, aber jedenfalls ganz abscheulich gemeine Plan des Hohepriesters, Jesus durch das Weib zu verführen und zu Fall zu bringen, damit er den Kopf nicht mehr so hoch soll tragen können. Das geht doch weit über den Lessingschen Patriarchen, den Heyse damit kopiert und so scheußlich karikiert. Ich habe vor diesen jüdischen Priestern, die Jesus richten und töten, doch eine Art von Achtung nie ganz unterdrücken können, die Achtung vor ihrer zielbewußten Kraft, ihrem zähen Mut, ihrem entschlossenen Willen zur Macht. Daher halte ich es für ein schweres Unrecht, es erscheint mir vielmehr selbst wie ein fanatischer Zug christlicher Unversöhnlichkeit, wenn sie zu gemeinen und nichtswürdigen Schurken verzeichnet werden. Nicht bloß egoistisch um ihre hierarchische Macht zu behaupten, sondern auch sachlich um das gefährdete Gesetz zu retten, haben sie den Justizmord an Jesus vollzogen, dessen Opposition sie freilich nicht verstehen konnten. Und auch darum darf der Dichter aus den Gegnern seines Helden keine Karikaturen machen, weil er damit nur der Größe seines Helden selbst Eintrag tut.

Am meisten Anstoß aber hat man an Heyses Stück deshalb genommen, weil es nach ihm so aussieht, als hätte es nur der Hingabe der Buhlerin an Flavius bedurft, um Jesus zu retten; damit werde sein Opfertod von einem Zufall abhängig gemacht und höre auf, ein notwendiger und gottgewollter zu sein. Die nächstliegende Antwort auf dieses Bedenken hat Heyse im Stück schon selbst gegeben: „Wer sagt dir, fragt Flavius, daß er die Hand des Retters ergriffen hätte, statt als ein Märtyrer und Held in den Tod zu gehen?" So hätten wir dann Jesus am Kreuz und Sokrates im Gefängnis in einer Person! Welche Verbesserung der Weltgeschichte im Handumdrehen! Schade! Aber anders wäre es damit doch gekommen und gegangen. „Wir haben nichts als unseren Willen", antwortet auf jene Frage Maria; von ihm hängt nicht alles, aber hängt doch recht vieles ab, soll auch das Geschick des Heilands abhängen. Das klingt ja ganz vernünftig und einfach, dieses Bekenntnis der auch darin ganz epikureisch denkenden Frau zum freien Willen. Nur religiös klingt es nicht; denn echte Religion ist Abhängigkeitsgefühl, nicht rationales Freiheitsbewußtsein. Und auch dramatisch klingt es nicht und taugt es nicht, wenn die Geschicke des Helden, statt sich mit innerer Notwendigkeit aus dem Gang der Handlung zu ergeben, sich vielmehr nach dem Zufallsspiel des auf ja oder nein gestellten „freien Willens" vollenden, so oder so gestalten sollen. In dieser Tiefe liegt der tiefste Mangel des Heyseschen Werks. Nie noch ist mir so wie an diesem verfehlten Stück deutlich geworden, daß alle große Dramatik wie alle echte Religion und — füge ich für mich hinzu — wie alle wahre Philosophie auf dem Grunde des Determinismus, schlechthinniger menschlicher Abhängigkeit aufgebaut werden muß, wenn sie nicht klein und kleinlich werden will. Und nie noch ist mir so wie hier die dramatische Impotenz Heyses klar geworden: es fehlt ihm jede Spur und jeder Hauch des Schillerschen Geistes, der philosophisch und moralisch auf dem Boden der Kantschen Freiheitslehre stand und dennoch als Dichter alle seine Dramen auf den Notzwang der Begebenheiten, auf Schicksal und allmächtigen Götterwillen, nicht auf den kleinen menschlichen Eigenwillen aufgebaut hat. Darum ist Schiller als Dramatiker so groß und ist Heyse als Dramatiker so klein.

Angesichts dieser beiden Grundmängel des Stücks ist es fast grausam, auch noch darauf hinzuweisen, wie matt und zerfasert der letzte rührselige Akt und wie leblos und charakterlos der Dialog des Stückes ist — Buchstil, nicht gesprochene Rede, wie das ja freilich auch in den Novellen Heyses spürbar ist, wo alle Menschen dieselben wohlgeglätteten Worte im Munde führen. Diesmal fehlt freilich oft selbst das Geglättete und Zierliche, es fehlt mit einem Wort alles, aber auch alles Poetische. Und auch das braucht eben nur gesagt zu werden, daß die Figuren des Stücks etwas durchaus Konventionelles haben. Namentlich ist Maria selbst die tugendhafte Lasterhafte nach wohlbekannten Rezepten; eine ganze Reihe von unvereinbaren Zügen sind in ihr vereinigt, die weder etwas zur Entwicklung der Handlung noch auch nur allzuviel zum zeitgeschichtlichen Kolorit beitragen. Ebenso ist Judas ein ganz verzeichneter, unmöglicher Charakter, bei dem Heyse die Phychologie vollständig im Stich gelassen hat. Immerhin durfte ich diese Schwächen nicht unerwähnt lassen, da sie den Eindruck der Schwäche im ganzen bestätigen und verstärken und unser Urteil rechtfertigen helfen, daß Heyses Maria von Magdala den Lärm wirklich nicht verdient, den ihr an Stelle echten Beifalls die Torheit der Theaterzensur eingebracht hat. Es reicht nicht einmal oder vielmehr bei weitem nicht an Sudermanns „Johannes" hin, dem doch jedenfalls das in magnis voluisse zugut geschrieben werden muß.

Straßburg im Els. Theobald Ziegler.

Die evangelische Bewegung in Österreich

muß zum Stillstand kommen, wenn wir nicht mit dafür sorgen, daß die etwa 100 Pfarrer und Vikare, die im Dienste der jungen Gemeinden und auf Predigtstationen stehen, weiter in Österreich wirken können. Unsere Glaubensgenossen dort sind nicht allein imstande, diese Prediger zu unterhalten, Kirchen und Gemeindehäuser zu bauen, wenn wir ihnen nicht mit unseren Gaben zu Hilfe kommen. Fast wöchentlich kommen auch Bitten an die Herausgeber dieses Blattes, und dort wirkende deutsche Theologen und freigesinnte Österreicher bitten gerade auch die freigerichteten Protestanten Deutschlands, die junge verheißungsvolle Bewegung noch kräftiger als bisher zu unterstützen. Zwei Aufgaben wollen wir unseren Lesern nennen, die notwendig zu erfüllen sind. In Böhmisch-Kamnitz will man ein Bethaus erbauen, dessen Kosten auf etwa 17 000 M. veranschlagt sind. Kamnitz hat 110 Evangelische, darunter 32 Übergetretene. 1600 Kronen sind von der kleinen opferwilligen Gemeinde gesammelt. Die Gemeinde verschickt „Bausteine à 50 ₰". Wer will solche kaufen oder verkaufen helfen? In Kamnitz sind seit Neujahr 17 Übertritte erfolgt; die Sympathien des nationalen Mittelstandes sind auf seiten der evangelischen Gemeinde. Laßt uns helfen!

Das Presbyterium der evangelischen Kirchengemeinde zu Marburg, Steiermark, die sich durch die Los von Rom-Bewegung verdoppelt hat, will eine evangelische Schule gründen, um die Kinder in rein evangelischem Geiste zu erziehen. Zum Bau des Schulhauses ist von einem treuen Glaubensgenossen das nötige Geld zu niedrigem Zinsfuß vorgestreckt worden, aber es fehlt noch das Geld für Besoldung der Lehrer, Beschaffung der Schuleinrichtung, der Lehrmittel u. s. w. Das ist ein hohes, schönes Ziel, das die fernen Marburger erstreben. Helfen wir also mit, daß die Gemeinde Marburg nicht nur erhalten, sondern auch befestigt und vergrößert werden kann, daß sie als ein festgefügter Mittelpunkt in Südsteiermark, als ein Hort der deutsch-evangelischen Sache, dastehe und gedeihe! Gaben für Böhmisch-Kamnitz und Marburg nehmen die Herausgeber gern entgegen.

Zum Gedächtnis Carl Lührs.

Es geht ein tragischer Zug durch die Wirksamkeit freisinniger Geistlichen: nur wenigen scheint es bestimmt, sich völlig auszuleben: ein H. Lang, der erste freisinnige Kanzelredner des 19. Jahrhunderts, starb im besten Mannesalter, ein Alb. Bitzius, der Pfarrer von Twann, wurde früh aus seiner amtlichen Tätigkeit gerufen, ein Steiger von Basel, der erste Schweizer Reformpfarrer, erreichte kaum das 50. Lebensjahr; aus dem engeren Kreise der Berliner freisinnigen Geistlichen wurden Hoßbach, Arndt, Schmeidler vor der Grenze des biblischen Alters den Gemeinden entrissen. Es scheint, daß das unabläßige Ringen nach neuer religiöser Erkenntnis die Kräfte schnell aufreibt. Kürzlich am 24. April, starb im besten Alter Carl Lühr, Pfarrer an der Margaretenkirche in Gotha, einer der liebenswürdigsten und edelsten Vertreter der freien Richtung in der protestantischen Kirche. Es lohnt sich wohl, das Bild eines so ehrlichen und tapfern Streiters einer vernünftigen Religiosität in einzelnen Zügen festzuhalten.

Carl Lühr, ein Schleswig-Holsteiner von Geburt, gehörte zu jenem Stamm jüngerer Theologen, die auf der Kieler Universität in den siebziger Jahren von einem R. A. Lipsius, dem berühmten Verfasser der protestantischen Dogmatik, einem Nitzsch und dem älteren Lüdemann herangebildet wurden. Der einzige freisinnige deutsche Generalsuperintendent W. Bahnsen in Koburg gehört zu dieser Gruppe, auch Frenssen, der berühmte Verfasser des Jörn Uhl, dürfte zu ihr gerechnet werden. Es ist, als ob das freie Meer mit seinem unendlich weiten Horizont und seinen erfrischenden Winden auch auf das Geistesleben der kirchlichen Männer einen befreienden Einfluß übte. Wie der politische Freisinn in den Marschen trotz der Ungunst der Zeit festgewurzelt dasteht, so sind die schleswig-holsteinschen Studierenden der Theologie auch zu ehrlich gewesen, um die Bekenntnistheologie des 16. Jahrhunderts ungeprüft anzunehmen. Als die kirchliche Reaktion am Schluß des siebenten Jahrzehnts des vorigen Jahrhunderts im Bunde mit der hereinbrechenden Zollschutz- und Agrarpolitik ihr Haupt auch in Schleswig-Holstein erhob, war es die jüngere Geistlichkeit unter Führung von Carl Lühr, Diekmann u. a., welche kräftig das Recht der modernen Weltanschauung gegen die Lutheraner, einen Pastor Decker aus Tumby und den bekannten Paulssen-Kropp verteidigten. Es ging nach Theologenart scharf in diesem Kampfe her und mit Vorliebe wurde der Vorwurf der „Eidbrüchigkeit" den Anhängern der liberalen Theologie ins Gesicht geschleudert. Da war es Pastor Lühr aus Eckernförde, eben erst in sein Amt eingeführt, welcher in einer Abwehr gegen die Gemeinden sich gegen diese Vorwürfe verteidigte und gerade das Recht der wissenschaftlichen Theologie in ihrer biblischen Kritik ebenso frei als fromm nachwies. Das Kieler Konsistorium fühlte sich aber berufen, einen Ketzerprozeß einzuleiten, und wie in der Hauptstadt des Deutschen Reichs ein Kleist-Retzow, Kögel und Schulze den in Ehren wirkenden Pfarrer Werner in Guben vor ihr Glaubenstribunal zitierten, so wurde auch der junge C. Lühr am 19. Mai 1881 zu einem Kolloquium geladen, um dort in fünf Stunden über seine Glaubensanschauungen katechisiert zu werden. Da der wackere Pfarrer sich zu keinen Konzessionen an das Wahrheitsgefühl herbeiließ und namentlich das Versprechen, keine Polemik gegen kirchliche Dogmen zu üben, ablehnte, so wurde er kurz vor Weihnachten seines Amts suspendiert, und das Eckernförder Pfarrhaus, dessen junge Gattin in geistesverwandter Treue die wissenschaftlichen Erkenntnisse des Hausherrn teilte, stand vor der Notwendigkeit, die Existenz an freieren Gemeinden zu suchen.

Es kam jedoch nicht zum äußersten. Minister Goßler trug der mächtigen Bewegung der schleswig-holsteinischen Gemeinden in diesem Falle Rechnung und setzte den gemaßregelten Pfarrer wieder in sein Amt ein. Bereits zwei Monate nach der erstinstanzlichen Entscheidung war eine große Vereinigung auf dem Platze, welche den liberal-kirchlichen Verein gründete. Der Aufruf zur Verteidigung der angegriffenen Glaubensfreiheit war von 330 Personen aus allen Teilen des Landes unterschrieben, darunter neun Professoren von der Kieler Universität (u. a. Geheimer Rat Esmarch und der Dichter Klaus Groth). Der außerordentliche Professor Hermann Lüdemann (jetzt in Bern) trat mit Wort und Schrift in einer Deutlichkeit und Schärfe auf, die seine Artikel in der Kieler Zeitung geradezu klassisch machten. Ahlmanns Kieler Zeitung stellte sich rückhaltlos in den Dienst der Bewegung und eine ganze Reihe von Pastoren hielten offen zu dem Gemaßregelten. Besonderen Eindruck machte auch die edle Persönlichkeit des Lührs, welcher mit Geschick den Nachweis führte, wie das Vater Unser das eigentliche Bekenntnis der modernen Theologie sei. Bereits am 22. August war die Entscheidung des Ministers bekannt, welcher nicht die üblichen Verschleppungskünste des Berliner Konsistoriums in den neusten Pfarrwahlen übte.

Lührs hatte aber bereits durch die Vermittlung des freisinnigen Generalsuperintendenten C. Schwarz in Gotha eine Pfarrstelle an der Margaretenkirche erhalten und zog im Herbste in die gastliche Gothaer Landeskirche ein, wo er in Segen und Frieden 20 Jahre trotz eines schwächlichen Gesundheitszustandes wirkte. Von der stillen aber eindringlichen Tätigkeit eines protestantischen Seelsorgers weiß die politische Chronik nichts zu berichten und auch Lühr fühlte, nachdem er sein Recht erkämpft, nicht das Bedürfnis, besonders hervorzutreten. Indessen beteiligte er sich am politischen Leben; bei gegebenen Gelegenheiten, wie der Protestbewegung gegen die Aufhebung der militärischen Dienstpflicht der Geistlichen, machte er seinen Einfluß geltend. An der wissenschaftlichen Arbeit der Theologie beteiligte er sich durch die Lösung der Preisaufgabe der Schwarzstiftung, ob eine religionslose Moral möglich sei? Nichts Menschliches war ihm fremd und auf Reisen nach Italien und der Schweiz bildete er sein reiches Kunstgefühl; seinen Freunden war er stets ein liebevoller und treuer Genosse. Wer ihn kennen gelernt hat, wird ihn nicht vergessen. O. F.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. Der Professor für Altes Testament in Göttingen, D. Schultz, ist gestorben.

Zu **Justus Liebig**, des großen Chemikers, **hundertstem Geburtstag** sollen auch im Protestantenblatt zwei Geschichtchen aus seinem Leben stehen, das er drangesetzt hat zur Durchleuchtung und Erkenntnis der großen Gotteswelt und Herrlichkeit nach seiner Weise, die in unser Blatt passen. Wir entnehmen sie der „Vossischen Zeitung": Einmal traf ich, so erzählt Liebigs Schüler, Dr. O. v. Völderndorff, Liebig sehr empört. „Denken Sie sich, soeben habe ich einen Besuch von Gräfin X. gehabt, die mich ganz ungeniert gebeten hat, ich möchte doch einen Vortrag über „die geheimnisvollen Kräfte halten, welche dem Tischrücken, Geisterklopfen und ähnlichem (es war dieser Sport gerade damals im Beginn) zu Grunde liegen". Ich habe ihr gesagt: 1) von „Kräften" könne gar keine Rede sein, sondern nur von „Schwächen". 2) Geheimnisvoll seien sie noch viel weniger, und 3) die Wissenschaft habe damit gar nichts zu tun, vielleicht könne Herr Solbrig Aufschluß erteilen. Als darauf die Frau Gräfin etwas erstaunt äußerte, das ist ja der Direktor des Irrenhauses, erwiderte ich: Allerdings, dahin gehören auch diese Beschäftigungen." Und: In Hessen wurden, wie Völderndorff berichtet, vergebliche Versuche unternommen, Liebig mißliebig zu machen. Liebig selbst erzählte aus seiner Darmstädter Zeit: „Man hatte einst den Großherzog Ludwig I. von Hessen gegen mich als einen Ungläubigen einzunehmen gesucht, und ein sehr frommer Kammerherr fragte: Wissen königliche Hoheit denn, daß Liebig Materialist ist?" Der Großherzog erwidert scheinbar erstaunt: „Auch der Sohn? Vom Vater wußte ich es, er hatte seinen Materialladen dort in der Ecke; aber der junge Liebig ist doch Professor und nicht Materialist."

Über die Konfessionsverhältnisse nach der letzten Volkszählung entnehmen wir der „Saale-Zeitung": Von der gesamten Bevölkerung in Deutschland waren am 1. Dezember 1900

	absolut	Proz.
I. Christen		
1) Evangelische	35 131 104	62,5
2) Katholische, und zwar römisch-katholische	20 321 441	36,1
russisch-orthodoxe	958	0,0
Angehörige anderer griechisch-kathol. Kirchen	5 564	0,0
zusammen Katholische	20 327 913	36,1
3) andere Christen	203 793	0,4
II. Israeliten	586 833	1,0
III. Bekenner anderer nicht christlicher Religionen	995	0,0
IV. Personen anderen Bekenntnisses	10 602	0,0
V. Ohne Angabe des Religionsbekenntnisses	5 938	0,0

Fast zwei Drittel — 62,5 Proz. — sind also von der Gesamtbevölkerung evangelisch, etwas über ein Drittel — 36,1 Proz. — katholisch, 0,4 Proz. andere Christen, 1 Proz. Israeliten. Sehr interessant scheint uns die Untersuchung darüber, wie das Verhältnis zwischen Evangelischen und Katholischen sich seit 1871 gestaltet hat:

	Relativ				
Christen	1871	1880	1885	1898	1900
Evangelische	62,3	62,6	62,7	62,8	62,5 —
Katholische	36,2	35,9	35,8	35,8	36,1
Andere	0,2	0,2	0,3	0,3	0,4
Christen überhaupt	98,7	98,7	98,8	98,9	99,0
Israeliten	1,3	1,2	1,2	1,1	1,0

Absolut sind die Zahlen der Evangelischen, der Katholiken, der anderen Christen, wie der Israeliten seit 1871 gestiegen. Die Anteile dieser Religionsbekenntnisse an der Gesamtbevölkerung haben sich aber nur bei den Christen etwas — von 98,7 auf 99 Proz. — erhöht, während die der Israeliten ein wenig — von 1,3 auf 1 Proz. — sich verringert haben. Diese Verschiebung mag auf Übertritte von Israeliten zu christlichen Bekenntnissen zurückzuführen sein, ein Rückgang der Bevölkerung jüdischer Rasse hat nicht stattgefunden (1890 wurden 567,884 Israeliten gezählt). Nach der letzten Volkszählung sind die Bekenner der evangelischen Kirche ganz besonders stark vertreten in Provinz Ostpreußen (85,1), Stadt Berlin (84,2), Provinz Brandenburg (92,5), Provinz Pommern (97,6), Provinz Sachsen (92,1), Schleswig-Holstein (97,2), Hannover (86,0), Königreich Sachsen (94,5), Mecklenburg-Schwerin (98,3), Mecklenburg-Strelitz (98,0), Sachsen-Weimar (95,7), Braunschweig (94,1), Sachsen-Meiningen (97,6), Sachsen-Altenburg (97,4), Sachsen-Koburg-Goth (98,0), Anhalt (95,5), Schwarzburg-Sondershausen (98,4), Schwarzburg-Rudolstadt (99,2), Waldeck (95,5), Reuß ältere Linie (97,8), Reuß jüngere Linie (97,7), Schaumburg-Lippe (97,2), Lippe (95,5), Lübeck (96,8), Bremen (92,9), Hamburg (92,7). In diesen Gebieten trifft auf die evangelische Bevölkerung über vier Fünftel der Einwohnerschaft, ja mit Ausnahme von Ostpreußen, Berlin und Hannover über neun Zehntel. Fast ausschließlich als evangelisch (mit über 98 Proz.) sind zu betrachten: die beiden Mecklenburg, Sachsen-Koburg-Gotha, Schwarzburg-Sondershausen, Schwarzburg-Rudolstadt. Gebiete mit derartig hohen Anteilen der Katholiken an der Bevölkerung sind, abgesehen von Hohenzollern (94,9), nicht vorhanden, doch bilden sie wenigstens die Hälfte, zum Teil zwei Drittel der Einwohnerschaft: Westpreußen (51,2 Proz.), Posen (67,8), Schlesien (55,0), Westfalen (50,7), Rheinland (69,8), Bayern (70,7), Baden (60,6), Elsaß-Lothringen (76,2). Was die Israeliten anlangt, so wird der im Reichsdurchschnitt auf sie entfallende Prozentsatz von 1 Proz. nur in relativ wenigen Gebietsteilen erreicht, nämlich in Westpreußen (1,2), Berlin (4,9), Posen (1,9), Schlesien (1,0), Hessen-Nassau (2,5), Baden (1,4), Hessen (2,2), Waldeck (1,1), Hamburg (2,3) und Elsaß-Lothringen (1,9). — Fast zwei Drittel des deutschen Volkes ist evangelisch — aber katholisch ist Trumpf!!

Herr Dasbach hat sich nun besonnen und aus seinem langen Besinnen ist ein so langer Brief an Graf Hoensbroech geworden, daß wir aus Raummangel ihn nur im Auszuge mitteilen können. Herr Dasbach schreibt:

„In den Bemerkungen zu meiner Erklärung vom 16. April, die Sie in der „Täglichen Rundschau" vom 20. April (Nr. 182) veröffentlichen, weigern Sie sich, das zu beweisen, worauf es ankommt, nämlich, daß der Satz „Der Zweck heiligt die Mittel" in dem Sinne, in welchem er dem Jesuitenorden nachgesagt wird, in einer Schrift eines Jesuiten klar und deutlich enthalten ist. Dem Jesuitenorden wird dieser Satz nachgesagt in dem Sinne, er stelle den Grundsatz auf, jede an sich schlechte Handlung könne dadurch zu einer erlaubten werden, daß man sie zur Erreichung eines guten Zweckes vollbringe."

Daß in diesem Sinne den Jesuiten der Vorwurf gemacht werde, belegt D. durch Zitate aus Hases Polemik, einem Vortrag des Professors Petschke, einem Aufsatz des Pfarrers lic. Grünberg in der „Zeitschrift für Kirchengeschichte", aus Tschackert's Evangelischer Polemik, aus Haucks Artikel in der Realencyklopädie und fährt dann fort:

„Es ist im Wesen des Grundsatzes begründet, daß er allgemein gilt. Wer es als einen Grundsatz aufstellt, daß „der Zweck das Mittel heiligt", der stellt, wie die eben angeführten Gelehrten mit Recht behaupten, die Lehre auf, jede schlechte Handlung irgend welcher Art werde dadurch zu einer guten, daß sie zur Erreichung eines guten Zweckes vollbracht werde. Daß dieser infame Grundsatz von den Jesuiten gelehrt und praktisch befolgt werde, das haben ihnen ihre Gegner zu allen Zeiten nachgesagt.

Sie aber, Herr Graf, legen in Ihrer in der „Täglichen Rundschau" am 20. April d. J. veröffentlichten Erklärung zu meiner Entgegnung vom 16. April den den Jesuiten gemachten Vorwurf ganz anders aus. Sie erklären: „Unrecht hat aber Herr Dasbach, oder er drückt sich mißverständ„lich aus, wenn er den berüchtigten Grundsatz dahin auslegt, daß durch „ihn „jede an sich verwerfliche Handlung dadurch, daß sie vollbracht „„wird, um als Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes zu dienen, „„sittlich erlaubt werde"". Von allen und jeden in sich sittlich verwerflichen „Handlungen ist und kann natürlich an den betreffenden Stellen der jesuitischen „Schriften nicht die Rede sein."

Sie, Herr Graf, gestehen also zu, daß kein Jesuit den berüchtigen Grundsatz in dem Sinne, in welchem die von mir zitierten Gelehrten und alle Gegner der Jesuiten aus früherer Zeit ihn auslegen, gelehrt hat. Nachdem dieses Eingeständnis von Ihnen gemacht ist, von dem Manne, der dem Jesuitenorden dreizehn Jahre angehört hat und ihn jetzt mit dem grimmigsten Hasse glühender Leidenschaft verfolgt, wird wohl die Legende, irgend ein Jesuit habe jenen infamen Grundsatz gelehrt, zu Grabe getragen sein.

Aber einen ganz anderen Vorwurf machen Sie einem oder einigen Jesuiten und erklären sich bereit, die Berechtigung dieser neuen Anklage zu beweisen. Sie sagen, in den Stellen der jesuitischen Schriften, durch deren Zitierung Sie den von mir ausgesetzten Preis verdienen zu können glauben, „sei die Rede davon, daß bestimmte, aber in sich sittlich verwerfliche Handlungen dadurch, daß sie vollbracht werden, um als Mittel zur Erreichung eines guten Zwecks zu dienen, sittlich erlaubt sind". Die Handlungen, die Sie hier nennen, „in sich sittlich verwerfliche Handlungen", sind offenbar solche, die von Ihnen als in sich sittlich verwerfliche angesehen werden, von den betreffenden jesuitischen Schriftstellern aber als indifferent angesehen wurden. Diese Erörterungen haben aber mit dem infamen Grundsatze, den man den Jesuiten vorwirft, gar nichts zu tun. Wenn Sie eine Handlung für sittlich unerlaubt halten, ein Jesuit sie aber für indifferent gehalten und deshalb behauptet hat, wenn sie zur Erreichung eines guten Zweckes vollbracht werde, dann sei sie erlaubt, so ist das eine sehr untergeordnete Frage, die unsere Streitfrage gar nicht berührt. Sie selber sagten in Ihrem Briefe an mich vom 10. April, die aufgeworfene Streitfrage sei „gerade in der Jetztzeit, da es sich um die Wiederzulassung des Jesuitenordens handelt", von höchster Bedeutung. Das kann doch nicht gelten von dem Streite darüber, ob einzelne Handlungen als indifferente oder als sittlich unerlaubte anzusehen seien. Auch wenn wirklich ein Jesuit verflossener Jahrhunderte den infamen Grundsatz in dem vom Lic. Grünberg und den Professoren Petschke, Tschackert und Zöckler dargelegten Sinne gelehrt hätte, so würde das noch sehr gleichgültig sein für die Frage, ob das Jesuitengesetz gegenüber den Jesuiten der Gegenwart und der Zukunft aufrecht zu halten sei. Aber sie wagen es nicht einmal, den Beweis dafür anzutreten, daß ein Jesuit den Grundsatz in diesem Sinne gelehrt hat.

Sobald Sie sich zur Beibringung des durch mich geforderten Beweises anbieten, werde ich Ihnen das Schiedsgericht benennen."

Hoffentlich läßt sich Graf Hoensbroech durch die Unverfrorenheit des Herrn Kaplan, — ihm das Schiedsgericht benennen zu wollen, von seiner Beweisführung nicht ferner abhalten.

Protestantisches.

(Berlin.) Als erste der Kreissynoden hat die Synode Friedrichs Werder II getagt. Bei der Besprechung der Proteste gegen Riemann wurden die pharisäischen Redereien der Redner der Orthodoxen, sie hätten aus Gewissensnot gegen Neidhardt protestiert, gründlich abgefertigt und das war gut und fromm, denn weder Gewissen noch Glaube hat hoffentlich mit diesen Parteiprotesten und der ganzen Sache Riemann etwas zu tun. Von dem Plane, die Gemeindehelfer betreffend, wurde wohlwollend Kenntnis genommen, doch mit Recht auf die finanzielle Bedrängnis der Gemeinden hingewiesen, die solche Neuanschaffungen nicht duldet. Die Anträge der Liberalen auf Erleichterung der Kirchenwahl durch Beseitigung der Eintragepflicht, auf Beteiligung der Geistlichen bei Leichenbegängnissen mit Feuerbestattung und auf Beseitigung des Paragraphen, der den zur Wahl stehenden Geistlichen es nicht gestattet, mit Mitgliedern der Körperschaften zu verkehren, sondern die Erlaubnis dazu in den Beschluß

der Körperschaften legt, wurden angenommen. Dabei ist zu bemerken, daß auch einige Mitglieder der Rechten diesen Anträgen zustimmten. Der Antrag, der die Zulassung der Jesuiten hindern wollte, wurde fast einstimmig angenommen. Die gewichtige Stimme, die dagegen sich erhob, konnte, bei dem allgemeinen Eindruck der Notwendigkeit, die Jesuiten jetzt nicht dem Zentrum zur Hilfe noch herbeizurufen, nicht durchdringen, obwohl vielleicht mancher ihren Gründen zugestimmt hat. — Die anderen Synoden Berlins sind für Montag, 25. Mai, einberufen. — In der Andreaskirche finden jetzt Probepredigten statt. Prediger Lehmpfuhl, Missionsinspektor des Allgemeinen evang.-protest. Missionsvereins, Hilfsprediger Schrader und Hilfsprediger Müller sind vom Magistrat zu Probepredigten berufen. — Probepredigten finden z. Zt. auch in der Immanuelkirche statt.

Protestantisches.

Für den **Zusammenschluß der Landeskirchen,** als bestes Mittel gegen die ultramontane Hochflut, erwärmen sich „Die Grenzboten" und wollen die Bedenken über Gefährdung der Eigenart der einzelnen Landeskirchen durch den Hinweis zerstreuen, daß ja auch das unierte alte Preußen seinen neuen Provinzen ihre Eigenart gelassen habe. Gegen die doch wohl höchst berechtigte Furcht vor Berliner Einflüssen kann der Artikel nur folgende recht lockere Sätze anführen: „Die Angst vor Berlin und der Leitung durch den Oberkirchenrat in Berlin entspringe sicher zum Teil politisch-partikularistischen Motiven und der Besorgnis, manches zu Hause als helle Fackel leuchtende Kirchenlicht werde in einem größeren Verbande verblassen. Den neuen Verband würden die tüchtigsten Männer regieren, ob sie nun Altpreußen, Sachsen oder Mecklenburger seien, und erst dann werde ganz klar werden, über welche reichen Kräfte das evangelische Deutschland verfüge." Mag der Partikularismus wirklich mitreden, so niedrig denken wir nicht von den Männern des kleinen Kirchenregimentes, daß sie aus purem Ehrgeiz der Vereinigung widerstrebten, um den kindlichen Optimismus des letzten Satzes aber können wir den Verfasser beneiden, wir können ihn aber nicht teilen. Die Erfahrung, daß Weingart in Weimar nicht bestätigt werden konnte aus Höflichkeitsrücksichten gegen Hannover bezw. Berlin, gibt manchem manches zu denken. — Übrigens wird im Juni die Eisenacher Kirchenkonferenz außerordentlich tagen mit der Tagesordnung: Zusammenschluß der Landeskirchen.

Ausland.

† (**Frankreich.**) Ausweisung der Ordensgesellschaften. Die Regierung hat an 1932 Anstalten der aufgelösten 54 Männerorden die amtliche Mitteilung von ihrer Auflösung gelangen lassen. Außerdem versandte der Ministerpräsident Combes am 11. April ein Rundschreiben, das angesichts der Osterwoche den Mönchen, sowie den Angehörigen der aufgelösten, im Ausland aber weiter bestehenden Orden das Predigen untersagte. Gegen dieses Verbot haben der Erzbischof Richard von Paris, der Erzbischof von Lyon und mehrere andere Bischöfe, vor allem Turinaz von Nanzy Protest erhoben. Sie weigern sich, die Kultusstätten zu schließen und Turinaz hat dem Jesuitenpater Rawinenz direkt befohlen, die Kanzel zu besteigen. — Am 18. April ließ der Polizeipräfekt von Paris die Kapellen mehrerer Kongregationen sperren. In Nantes kam es vor dem Prämonstratenserkloster zu Kundgebungen teils gegen, teils für die Mönche. Auch in Angers entstand bei der Schließung des Kapuzinerklosters eine Rauferei, desgleichen in Nimes bei der Ausweisung der Franziskaner. Vor dem Karthäuserkloster St. Laurent bei Grenoble versammelten sich am 23. April 2000 Landleute zum Schutze der Mönche. Die Regierung bewahrt ihre Ruhe allen diesen Aufrührern gegenüber. Sie hat mit gutem Gewissen darauf hinweisen können, daß 35000 ordnungsmäßige Pfarrkirchen und 50000 Weltgeistliche in Frankreich vorhanden sind.

Freigemeindliche Predigervakanz.

Die Stelle des Predigers an der freien religiösen (evangelisch-katholischen) Gemeinde zu Königsberg Ostpreußen ist baldmöglichst neu zu besetzen. Gefällige Anfragen bezüglich der näheren Bedingungen werden bis Mitte Juni cr. erbeten an den derzeitigen Vorsteher.

7. Mai 1903.

Dr. J. Rupp,
Königsberg Pr.,
Vorder Roßgarten 55.

Rheumatismus-

und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.

Marie Grünauer
München, Buttermelcherstr. 11/I.

Firma 1870 gegründet
Bei Barzahlung höchster Rabatt und Freisendungen bei Abzahlung entsprechend. Erstklassige Fabrikate.
Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.
Längste Garantie.
Allerhöchste Auszeichnung. Fabrik:
Wilhelm Emmer,
Berlin 219, Seydelstraße
Preisliste, Musterbuch umsonst.

Dr. O. Veeck:
Phantasie u. Religion.
Verlag von M. Nössler, Bremen.
Preis 80 Pfg.

Alle 20 Tage ab Hamburg und ab Konstantinopel

Mittelmeer-
und
Orientfahrten

nach Lissabon, Gibraltar, Algier, Tunis, Malta, Pyräus, Smyrna, Konstantinopel.

Man verlange Prospekt P!

Passage und Verpflegung I. Klasse bis Konstantinopel von **M. 300.—** an.

Deutsche Levante-Linie, Hamburg.

Einladung zum Abonnement auf

Niedersachsen

Ill. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache, Kunst und Literatur Niedersachsens.

Redakteure: **Hans Pfeiffer, Bremen** und **Friedrich Freudenthal, Fintel.**
(Letzterer für den plattdeutschen Teil.)

Preis vierteljährlich Mk. 1,50.

Ziel und Zweck der Zeitschrift ist die Pflege der **Heimatliebe** und der **Heimatkunst.** Vornehm, gediegen und künstlerisch in Wort und Bild ist Niedersachsen das Lieblingsorgan der Gebildeten aller Stände Nordwestdeutschlands.

Man abonniert beim Buchhändler oder bei der nächsten Postanstalt.

Probe-Nummern und **Prospekte** gratis und franko vom Verleger

Carl Schünemann, Bremen.

Probe-Nummern des Protestantenblattes
werden auf Wunsch überallhin **gratis** und **franko** versandt.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen u. Postanstalten entgegen.
(**Postzeitungspreisliste No. 6244 a.**)
Preis vierteljährlich Mk. 1,50.

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor M. Emde
Preis brosch. *M.* **1.25**, geb. *M.* **2.25.**
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Verlag von Georg Reimer in Berlin W. 35.

Soeben erschien:
Die Willensfreiheit.
Eine neue Antwort auf eine alte Frage
von
Dr. Adolf Bolliger,
Professor an der Universität Basel.
Geheftet Mk. 2.40.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen